Der besondere Beitrag

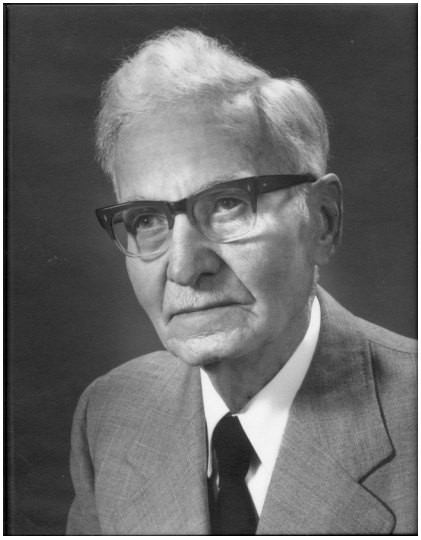
Beilage der
Warte des Tempels

17/ 2010

BEITRÄGE ZUR TEMPLERGESCHICHTE

Aus der Jugendzeit eines alten Templers

Erinnerungen von Gottlieb Samuel Ruff (1890-1983) an die Tempelgemeinde in Haifa (gegr. 1869)



Vorwort

Mein Vater Gottlieb Ruff war schon als Junge an Geschichte interessiert. Er erzählte uns Kindern, dass er oft zugehört habe, wenn sein Großvater oder sein Vater mit Freunden über die Tempelgesellschaft oder über deutsche Geschichte sprachen. Er wäre gerne Lehrer geworden, die Familie konnte sich dies aber nicht leisten.

Er musste schon früh für den Großvater, später für den Vater (beide hatten Ämter in der Gemeinde) Botengänge zu Gemeindeangehörigen machen. So lernte er die Familien der Deutschen in Haifa kennen und auch die arabische Bevölkerung.

Der Gemeindeleiter Philipp Wurst übergab ihm die sonntägliche Kinderlehre, als er noch verhältnismäßig jung war. So musste er sich Bücher anschaffen und lesen. Freitag- und sonntagabends saß er an den Vorbereitungen dazu, während seine Kameraden im Wirtshaus waren. Wir Kinder freuten uns auf die Sonntagnachmittage und auf die Ferien, als er Zeit hatte, mit uns spazieren zu gehen oder im Sommer ans Meer, wo wir schwimmen lernten.

Mit Kriegsausbruch wurde er mit den meisten deutschen Männern interniert, zuerst in Akko, dann bei Jaffa. Dort wurde Vater zum Lagerleiter gewählt. In Australien, im Interniertenlager Tatura, wurde er Leiter von Compound C, dann Lagerführer für die ganze deutsche Gruppe. Es war keine leichte Aufgabe, es fast tausend Internierten immer recht zu machen, aber er konnte dies; nach Kriegsende bedankte sich der australische Lager-Kommandant offiziell bei ihm für die gute Zusammenarbeit.

Für Vater war es besonders wichtig, dass eine Schule, auch eine Fachschule, eingerichtet wurde sowie Sportgelegenheiten für die Jugend, und er erreichte dies mit der Unterstützung der Australier. Nach seiner Ablösung übernahm er die Klasse für die Holzbearbeitung und als Vertreter des Lagerführers dann die Schulleitung. Immer führte er ein Tagebuch, um alles für die Zukunft festzuhalten, besonders für die TG. Manche Freunde fanden dies unnötig, aber er bestand darauf. Er war der einzige Compound-Leiter, der über die ganze Kriegszeit seinen Posten behalten hat.

Dann kam der schwere Anfang in Australien. Er arbeitete, bis er 70 Jahre alt war, – oft mit Überstunden –, um uns drei Kindern das Studium zu ermöglichen. Dr. Richard Hoffmann berief ihn in die Gebietsleitung, und er übernahm wieder Gottesdienste. Er wurde in den jahrelangen Vermögensentschädigungs-Verhandlungen Sprecher für Haifa, Neuhardthof und Akko. Er saß nächtelang über den entsprechenden Dokumenten. Ich musste ihm an Wochenenden helfen. Alles tat er neben seiner täglichen Berufsarbeit. 1960 übernahm er die Leitung der Tempelgemeinde Bayswater und überwachte in dieser Funktion den Bau der neuen Gemeinde-Halle.

Dann war er endlich vom Gemeindedienst befreit und konnte sich seiner Werkstatt, seinem Garten, den Büchern und den Enkeln widmen. Und er begann, Notizen seiner Erinnerungen zu machen, wie auch diese Aufzeichnungen, fand aber nie die Zeit, es ins Reine zu schreiben. Nun erscheint seine Schrift nach dem »Templer Record« als Beilage in der »Warte«. Das freut uns, und wir sind überzeugt, dass in Australien auch eine deutsche Ausgabe Leser finden wird. Die alte Heimat ist nach der Vertreibung nicht vergessen, sondern lebt in uns weiter, ob wir es wissen oder nicht. Daran will diese Schrift erinnern.

Helmut Ruff, Bayswater

Aus der Jugendzeit eines alten Templers

Gottlieb Samuel Ruff (1890-1983)
(niedergeschrieben in Australien im Februar 1974)

In Galiläa am Fuße des Carmels liegt am südlichen Ende der Akko-(Sebulon-)Ebene eine kleine mauerumwehrte orientalische Stadt mit Namen Hepha (Caifa, später Haifa). Im Schatten der in der Bucht ihr gegenüber liegenden uralten Festung Akko mit dem Regierungssitz des Paschas und einer Garnison spielt sie ein kümmerliches Dasein.

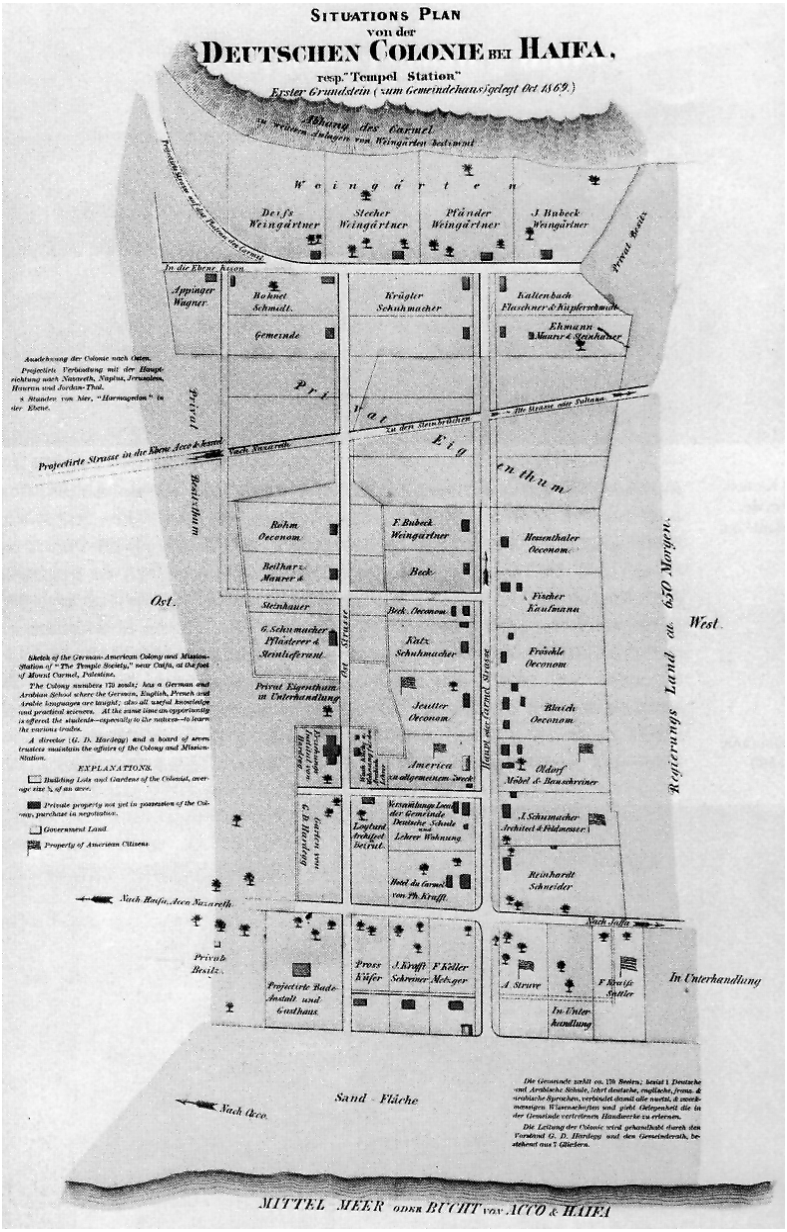
Etwas außerhalb der Stadt Haifa betraten am Abend des 30. Oktober 1868 die beiden Vorsteher der Tempelgesellschaft, *Georg David Hardegg* und *Christoph Hoffmann*, mit ihren Familien – zehn Erwachsenen und drei Kindern – den Boden des Heiligen Landes Palästina. Da die Stadttore schon geschlossen waren, mussten sie mit ihrem Reisegepäck zunächst am offenen Meeresstrand ausharren. Doch gegen Mitternacht fanden sie dann Unterkunft im russischen Hospiz.

Empfangen wurden sie am nächsten Tag von Herrn *J.C. Breisch*, der vorausgereist war, sowie von den überlebenden Siedlern *Bez*, *Heuschele* und *Hessenauer*, die 1865 unter Führung von *Ludwig Hipp* bei Nazareth in der Nähe zweier verfallener arabischer Dörfer (Chnefiss, Samunieh) eine Ackerbausiedlung gegründet hatten. Innerhalb von drei Jahren waren von den 19 Erwachsenen wegen des ungewohnten Klimas und der primitiven Wohnverhältnisse in kurzer Folge 13 Personen gestorben, was zur Folge hatte, dass die Siedlung aufgegeben wurde.

Trotz dieses missglückten Siedlungsversuchs, der so schwere Opfer an Menschenleben und Gut gefordert hatte, beschlossen die beiden Vorsteher, das an-



gefangene Werk in Palästina weiterzuführen. In der Mitte der schmalen unbebauten und unbearbeiteten, 1 Kilometer breiten und 5 Kilometer nach Westen sich ausdehnenden und breiter werdenden Küstenebene zwischen der Stadt Haifa und der Nordwestecke des Carmelberges wurde ein Areal für 12 Baustellen zu je



fünf Viertel württembergischen Morgen erworben und nach dem Plan Hardeggs aufgeteilt (1 Morgen = ungefähr 3000 Quadratmeter). Nach türkischem Gesetz durfte Grundeigentum nicht auf den Namen eines fremden (ausländischen) Staatsangehörigen eingetragen werden, deshalb wurde der Name eines befreundeten Einheimischen als Besitzer des erworbenen Grundstücks angegeben.

Ein Jahr nach der Ankunft der beiden Vorsteher, am 23. September 1869, wurde der Grundstein zum ersten Gebäude der Templer-Kolonie bei Haifa gelegt, mit entsprechender religiöser Feierlichkeit unter Anwesenheit der Tempelmitglieder, des preußischen Vizekonsuls aus Akko, einiger Beamter und befreundeter Araber. Es war als Gemeindehaus vorgesehen und sollte als »Musterhaus« dienen.



Im März desselben Jahres konnte in Jaffa die Missionsanstalt des Missionars Metzler erworben werden. Sie umfasste drei Wohnhäuser, ein Hotel und Spital sowie ein dreistöckiges Haus mit einer Dampf-, Öl- und Sägemühle. Christoph Hoffmann entschloss sich, diesen Missionsposten zu übernehmen, während Georg David Hardegg die Haifa-Siedlung aufzubauen hatte.

Nun gingen im Jahre 1869 noch vier Reisegesellschaften nach Palästina ab, die erste am 11. Mai unter Führung von Herrn Breisch, der schon einmal die Hin- und Rückreise gemacht hatte. Zur Unterstützung der beiden Vorsteher waren auch die Ältesten *Philipp Reinhardt*, *Jakob Gauß* und *Karl Wurster* mit ihren Familien dabei. Die zweite unter Leitung des Ältesten Stecher bestand aus 16 Personen, die am 6. September abreisten. Als dritte Gruppe reisten, von Amerika kommend, der Bau-Ingenieur *Jakob Schumacher*, die Baumeister *Carl Oldorf* und *O. Gemmer*, denen sich in Stuttgart einige württembergische Handwerker angeschlossen hatten. Sie reisten am 11. Oktober von Stuttgart ab. Am 22. November reiste die

vierte und letzte Gruppe des Jahres von Stuttgart ab. Sie bestand aus der Familie Röhm und einigen jungen Leuten, die aus Furcht vor einem Krieg mit Frankreich nicht für Österreich (Rache für Sadowa) auf der Seite Frankreichs gegen Preußen kämpfen wollten.

Zwei Jahrzehnte waren verflossen, seitdem die beiden Vorsteher Hardegg und Hoffmann den Boden Palästinas betreten hatten. Die einst wüst gelegene Küstenebene von der Kolonie bis zu deren Ende am Nordwesteck des Berges war zum Kultur- und Getreideland geworden. Der Carmel-Hang sowie die Ebene auf dem Carmelberg waren vom Buschwald in einen großen Weinberg verwandelt. Von den sechs größeren und fünf kleineren Niederlassungen der Templer war Haifa die erste und größte und in entwicklungsmäßiger (wirtschaftlicher) wie auch gesundheitlicher (klimatischer) Hinsicht die bestsituierte, wie dies Dr. Samuel Hoffmann in einem »Warte«-Bericht feststellte.

Am Fuße des Carmelberges, in etwa 25 Meter Höhe über dem Meer bis rund 900 Meter zum Meeresufer, an drei Längsstraßen gelegen - Hospital-, Carmel- und Gartenstraße, von denen die Carmelstraße beiderseitige baumbeschattete Alleen besaß – boten die rund 65 Wohnhäuser mit Nebengebäuden etwa 450 Seelen Unterkunft und Heimat.

1890 betrug die Gesamtzahl der Templer in Palästina rund 1350 Seelen (einschließlich Deutschland, Russland und Amerika gab es ungefähr 5000 Templer). In Palästina verteilten sich die Templer wie folgt: auf Haifa rund 450, auf Jaffa 300, Sarona 250, Jerusalem 250, Beirut, Nazareth, Tiberias und Ramleh etwa 100.

Die freundlichen, mit roten Ziegeldächern gedeckten Wohngebäude von Haifa, umrahmt von Olivenbäumen, Blumen und Weingärten, der Carmel-Hang mit Mandel- und Feigenbäumen und Weinbergen, gaben der Siedlung ein freundliches Aussehen, das Bild eines schmucken europäischen Dorfes. Die Gattin des bekann-



ten englischen Theosophen und Philanthropen Sir Lawrence Oliphant, die mit ihrem Gatten – später als Mrs. Templeton – bis 1928 inmitten unserer Kolonie lebte, beschreibt unsere Kolonie wie folgt (Rosamund Dale Owen Oliphant in: »My perilous Life in Palestine«, S. 236):

»Der Unterschied zwischen der christlichen Kultur und der Rückständigkeit der orientalischen Völker kommt bei meinen täglichen Spaziergängen am Carmel-Berg besonders stark zum Ausdruck. Ich muss auch nur aus meinem Fenster schauen, um diesen starken Kontrast zu erkennen. Von hier kann ich die christliche Kolonie erblicken. In zwanzig kurzen Jahren haben die Siedler Sanatorien errichtet, stabile Häuser erbaut und feste Straßen gelegt; sie haben Bäume und Weinreben gepflanzt, haben Zisternen gegraben und den Boden kultiviert; kurz: sie haben den Teil des Carmel-Berges, der ihnen gehört, in einen Garten verwandelt. Wenn ich zum anderen Fenster hinausschaue auf den restlichen Carmel, auf den Teil hinter der Kolonie, der den Einheimischen gehört, sehe ich – soweit das Auge reicht – nur zwei armselige Hütten mit unverglasten Löchern als Fenster, ohne Bäume, ohne Bodenbearbeitung, ohne Versuche irgendwelcher Art, das Land nutzbar zu machen. Die Fellachen hauen die wenigen Bäume, die dort wachsen, zur Herstellung von Holzkohle um und pflanzen dafür nur selten neue. Dies ist der ›Fortschritt‹, der sich in einem nicht-christliches Volk im Laufe einiger hundert Jahre eingestellt hat, im Vergleich mit der Tätigkeit von Christen innerhalb von zwanzig Jahren.«



Die »Warte des Tempels« berichtet folgende Beurteilung eines schottischen Geistlichen (Rev. Dr. M. Ross) über die Templer in Palästina (Heft 1891/Nr. 28, S. 217-218):

»Man mag ihre Auslegung der biblischen Weissagung und ihre Zukunftsträume belächeln, aber es ist wohl möglich, dass diese intelligenten, fleißigen und gottesfürchtigen Deutschen am Ende mehr für die Ausbreitung des Christentums im Lande seiner Entstehung leisten als andere Gesellschaften und Institutionen, welche in herkömmlicher Weise arbeiten. Sie verbreiten westliche Kultur unter den Einheimischen, besonders in Landwirtschaft, Straßenbau und anderen industriellen Unternehmungen, und bei ihrer Aufrichtigkeit und ihrer wahrhaft christlichen Einfachheit des Lebens leisten sie dem Christentum die größten Dienste in einem Lande, wo das Christentum so elend verkommen ist. Sie bringen dem Volke bei, worin wirkliches, praktisches Christentum besteht.«

Es gab vor 100 Jahren wohl kaum ein Land, das im Sinne der Tempelgesellschaft weniger für Kolonisierung geeignet war als gerade Palästina. Der Boden war seit Jahrhunderten vernachlässigt, Hügel und Berge durch Raubbau meist jeden Pflanzenwuchses beraubt, die Niederungen und Wasserläufe versumpft und durch Malaria und andere Parasiten verseucht.

Als weiteres Hindernis kann aufgeführt werden: die willkürliche Verwaltung durch die türkischen Behörden, die jedem Ausländer und jedem Fortschritt gegenüber misstrauisch und ablehnend waren; dazu die religiös fanatisch eingestellte einheimische Bevölkerung – Gründe, die es einem Europäer fast unmöglich machten, sein gutes Recht zur Geltung zu bringen.

Wenn trotzdem immer wieder Versuche stattfanden, Palästina, die Wiege dreier Religionen, durch Europäer zu kolonisieren, so waren es ideelle religiöse Auffassungen, die solchen Bestrebungen zu Grunde lagen. Es sei nur an das 200-jährige christliche »Königreich Jerusalem« der europäischen Kreuzfahrer erinnert. Als dieses mit Waffengewalt aufgebaute Reich durch ebensolche Waffengewalt zu Grunde ging, versuchte Friedrich II., der Hohenstaufe, eine friedliche Lösung, mit gutem Erfolg. Dafür wurde er vom allerchristlichsten Herrscher, dem Papst in Rom, in Acht und Bann getan!

In der Neuzeit waren es die verschiedenen christlichen Missionsgesellschaften, die versuchten, mit karitativen Bestrebungen und Mitteln und durch eine Bekehrung zu ihren besonderen religiösen Auffassungen einen Wandel zum Guten in dem verwahrlosten Lande herbeizuführen, das Juden, Christen und Mohammedanern heilig ist.

Wenn ich mich recht erinnere, so hat der große Pädagoge Pestalozzi festgestellt, dass die beste Erziehung durch »Beispiel und Liebe« möglich wird. Dadurch unterscheidet sich die Mission unserer Tempelgesellschaft wesentlich von allen bisher

erfolgten Versuchen: Kolonisation und zugleich Mission durch persönlichen Einsatz. *»Mit unserer Hände Arbeit müssen wir dieses verwahrloste Land wieder zu einem Garten Gottes machen, und mit unserem Wandeln und Handeln müssen wir den Einheimischen und anderen ein leuchtendes Beispiel sein.«* Das war die uns von Gott gestellte Aufgabe, der Anspruch meines Großvaters Gohl an uns Enkel. Nach dieser Forderung haben unsere Großväter und Väter gelebt und gehandelt, dessen bin ich Zeuge.

Im Jahre 1890 geboren, habe ich noch verschiedene der ersten Einwanderer aus der alten Generation persönlich gut gekannt. Dazu kam, dass mein Großvater mütterlicherseits, in dessen Haus wir wohnten, das Amt eines Straßenbaumeisters bekleidete und jeweils die nötigen Arbeitskräfte zum Frondienst bestimmte und einteilte: die Bauern mit ihren Fuhrwerken, die Weingärtner und Handwerker zur Handarbeit; wer nicht abkommen konnte, hatte ein entsprechendes Entgelt zu bezahlen. Sobald ich lesen und schreiben konnte, musste ich den Betroffenen vom Großvater (Ähne) die schriftlichen Anweisungen überbringen. Großvater *Johann Wilhelm Gohl* war Mitglied des Gemeinderates, des Waisen- und Armenpflegerates, und er war Straßen- und Wegemeister der Kolonie.



Familie Ruff in Haifa

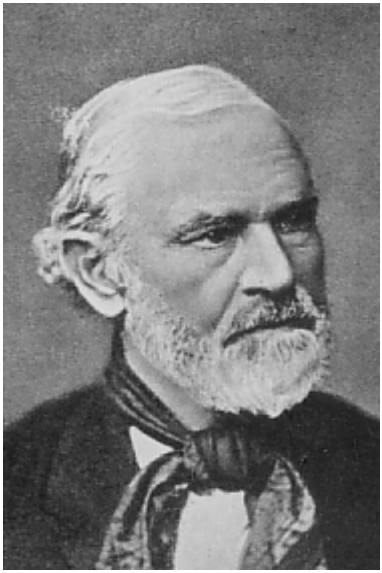
Gottlieb Wilhelm Ruff (stehend, hinter seiner Frau Eva Luise Martha geb. Gohl aus Wangen b. Stgt., seinen Kindern, seinem Schwiegervater Johann Wilhelm Gohl (rechts) und dessen Schwager Adam Friedrich Bubeck aus Uhlbach (links, mit Stock)

Mein Vater *Gottlieb Wilhelm Ruff* war, so lange ich denken kann, Diakon (in Württemberg: »Armen-«, »Heiligenpfleger«) unserer Tempelgemeinde; für ihn musste ich oft der einen oder anderen Witwe oder einem Kranken eine Gabe bringen.

War etwas Besonderes - Todesfall und Ähnliches – bekannt zu geben, so mussten stets zwei Jungen der obersten – vierten – Klasse entweder vom Bürgermeister aus an alle Bürger (Templer und Kirchler) oder vom Gemeindevorsteher aus an alle Tempelmitglieder die schriftliche Bekanntgabe austragen, sei es in dringenden Fällen während der Schulstunden oder nach Schulschluss.

Nach Hardeggs Ausscheiden 1874 übernahm Ingenieur *Jakob Schumacher* das Amt des Gemeindevorstehers. Nach dessen Tod 1891 folgte unser Schulleiter *Friedrich Lange*, der das Amt bis 1923 (das des Schulleiters bis 1917) verwaltete. Herr Lange war in jeder Hinsicht stets gut unterrichtet über die Zustände in der Gemeinde. Nach dem gemeinsamen Gesang und Gebet fragte er regelmäßig die betreffenden angehörigen Schüler nach dem Befinden der Kranken, wodurch auch alle anderen Schüler erfuhren, wer krank sei und wie sehr.

Bis zur Jahrhundertwende wurde von der »Bürgergemeinde« eine Kaiserswerther Schwester (Marie Teckhaus) als Gemeindeschwester angestellt und einige Jahre später noch Schwester Pauline für die Kinderschule. Um die betroffene Familie zu entlasten, war es üblich, dass bei schwer Erkrankten jede Nacht schichtweise durch Gemeindemitglieder, Männer und Frauen, gewacht wurde.



Wie bekannt, war durch den Austritt Hardeggs aus der Tempelgesellschaft auch in der Gemeinde Haifa eine Spaltung eingetreten. Von den rund 60 Familien standen meinen Feststellungen nach 12 auf Seiten Hardeggs, während 48 Hoffmann als Tempelvorsteher anerkannten. Die Ersteren zählten sich Hardeggs Tempelverein zu. Nach Hardeggs Tod (1879) standen sie auf verlorenem Posten; evangelische Missionare betreuten sie hin und wieder, bis der preußische Jerusalemsverein sich ihrer annahm und ihnen einen Pastor und Lehrer stellte; bis dahin waren sie gezwungen, ihre Kinder weiterhin in unsere Tempelschule zu schicken.

Die Trennung der Belange von weltlichen und geistig-religiösen führte zur Einführung der Bürgergemeinden, denen die Lösung der wirtschaftlichen, und der religiösen Gemeinden, denen die geistige Seite der Gemeinde oblagen. Diese Trennung ermöglich-

te es den Nichttemplern (der Minderheit), ihre diesseitigen Interessen gemeinschaftlich wahrzunehmen.

Im Bürger-Gemeinderat von Haifa saßen mit dem Bürgermeister, der stets ein Templer war, vier Templer und zwei Mitglieder der Kirchengemeinde; ebenso im Waisenrat, in welchem der Bürgermeister den Vorsitz führte. Diese Einrichtung wirkte sich beruhigend auf die Spannungen aus, sodass mit der Zeit ein gutes Einvernehmen zwischen den konfessionell getrennten Parteien entstand.

Für uns Jungen waren die Anderen »Hardeggianer«, die uns wiederum »Hoffmannianer« nannten. Die erstere Bezeichnung war insofern richtig, als Hardegg nach seinem Austritt mit seinen Anhängern (im Besonderen mit Martin Blaich und Johannes Seitz) den Reichsbrüderbund gegründet hatte. Aber nachdem sie in die preußische Landeskirche aufgenommen worden waren, verdienten sie den Namen Hardeggs nicht mehr, denn Hardegg wäre der Letzte gewesen, der wieder in den Zwang der Kirche zurückgegangen wäre.

Wie mir die Person Hardeggs von meinem Vater geschildert worden ist, war er eine starke, selbstbewusste Persönlichkeit, weltoffen und dank seiner Sprachkenntnisse zur Vertretung unserer Belange den türkischen Behörden und den Einheimischen gegenüber die bestgeeignete Persönlichkeit, in religiöser Hinsicht jedoch noch konservativer, enger als unsere Großväter, die fast alle, aus dem Pietismus kommend, puritanisch und sehr religiös eingestellt waren.

Zur Beurteilung der religiösen Einstellung G.D. Hardeggs hier die Feststellung der schon erwähnten englischen Dame Mrs. R.D. Oliphant:

»Meine häufigste Besucherin während der langen, eintönigen Monate war Frau F. (Frei, Hardeggs Tochter), und ich war dankbar, eine intelligente Freundin zu haben, die sich an vielen Themen interessiert zeigte, die mich umtrieben.

Wir führten zahlreiche freundschaftliche Gespräche miteinander, obwohl in Wirklichkeit ihre Erziehung und die meine sich diametral gegenüberstanden. Ihr Vater hielt es für etwas Gutes, nicht zu lachen, sondern sich immer feierlich und ernst zu verhalten, während bei uns zuhause alles, was irgendwie nach Schwermut aussah, getadelt wurde. Wir wurden gelehrt, dass wir Sünder seien, wenn wir nicht fröhlich wären und andere, mit denen wir zusammentreffen, nicht freudig begrüßen würden, während eine fröhliche Heiterkeit bei ihr zuhause ernstlich unterdrückt wurde.

Eines Tages diskutierten wir miteinander, ob die strenge Verurteilung alles Schönen, die in jenen Tagen in der Kolonie vorherrschte, richtig sei. ›Ihr habt am Schonbezug eures Diwans doch eine Spitzenborte‹, sagte ich, ›die etwa zwei Piaster die Elle kostet. Würdest du es für sündig halten, eine Borte zu verwenden, die drei oder vier Piaster kostet? Wenn ihr überhaupt eine Zierde zulasst, wie stellt ihr dann die Grenze fest, ab der sie als sündhaft gilt? Befände sich die Grenze etwa

zwischen zwei und drei oder vier Piaster die Elle? An welchem Punkt würdest du sagen: Gott erlaubt uns diese hässliche Spitzenborte, aber kann hübsche Fransen nicht gutheißen? Mag Gott am liebsten hässliche Dinge? Beweisen seine Blumen, seine Vögel, seine Schmetterlinge und seine prächtigen Sonnenuntergänge nicht das Gegenteil?‹

Frau F. machte ein ratloses Gesicht. ›Wo ziehst d u dann die Grenze?‹ fragte sie, ›ich bin neugierig, wozu diese Entscheidung gut sein soll. In dieser Tempelkolonie betrachten wir allen Luxus als sündhaft. Ich werde es überdenken, doch warne ich dich, dass ich schwer zu bekehren sein werde, denn ich habe schon mit der Muttermilch die Furcht in mir aufgesogen vor allem, was die Welt für fröhlich ansieht und als schön bezeichnet. Wann immer ich versucht bin, vergnügt zu werden, was nicht oft vorkommt, habe ich das Gefühl, dann nicht mehr religiös zu sein.‹ «

Mrs. Lawrence Oliphant hat Jahrzehnte, bis 1928 und auch während des Ersten Weltkriegs, unbelästigt in unserer Kolonie Haifa gelebt. Auf Seite 276 ihres Buches »My perilous Life in Palestine« schreibt sie:

»Darf ich noch feststellen, dass die Tempelkolonie, in der ich lebte, mit der Zeit mehr und mehr zu einer Hilfe für mich wurde. In meinem einsamen Leben war ich sehr dankbar für alle Liebenswürdigkeiten. Es herrschte ein liebevolles Verhältnis zwischen uns – vor, während und nach dem Krieg –, obwohl sie Deutsche waren; und ich kann mit Dankbarkeit sagen, dass auch ich ihnen zu Diensten sein konnte.«

(Mrs. Oliphant, gebürtige Amerikanerin und englische Bürgerin, war verwandt mit Lord Balfour und hat sich bei ihm persönlich für unser Verbleiben bzw. unsere Rückkehr nach Palästina nach dem Ersten Weltkrieg eingesetzt, und mit Erfolg, wie sie schreibt, und ist in dieser Hinsicht wohl die einflussreichste Persönlichkeit außer Lord Newton und seiner Schwester Miss Newton sowie den Unitariern und Quäkern für die Templer gewesen.)

Zwanzig- bis dreißigjähriger Arbeit bedurfte es, bis die Ersten unserer Kolonien in Palästina, wenn man so sagen darf, auf eigenen Füßen standen, im Gegensatz zu anderen Kolonisierungs-Bestrebungen ohne jegliche Unterstützung von außen. Sie waren ein leuchtendes und eindrucksvolles Beispiel für alle Landesbewohner geworden. Der Erfolg war nur möglich durch den selbstlosen Einsatz der Kolonisten und vor allem der Führerpersönlichkeiten in den einzelnen Siedlungen.

In Haifa war es nach G.D. Hardegg vor allem *Ing. Jakob Schumacher*, der als Gemeindevorsteher und amerikanischer Vizekonsul die Gemeinde von 1874 bis zu seinem Tode 1891 leitete. Das letztere Amt war für ihn und die Gemeinde von manchem Vorteil. Dieses trifft auch auf andere maßgebende Männer unserer

Gemeinde zu, wie auf unseren Arzt *Dr. Johannes Schmidt*, der nebenbei zuerst russischer und später englischer Vizekonsul war, sowie auf unseren Bürgermeister *Abraham Dück*, der das Amt eines österreich-ungarischen Vizekonsuls bekleidete, sowie *Friedrich Keller*, der nach dem Tode von Vizekonsul Zyphos in Akko zum deutschen Vizekonsul ernannt wurde und dieses Amt bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg verwaltet hat. Nach dem Tod von Jakob Schumacher hat dessen Sohn *Dr. Ing. Gottlieb Schumacher*, später Königlich-Württembergischer Baurat, als amerikanischer Vizekonsul die Interessen dieses Landes vertreten. Die Tatsache, dass Bürger unserer Kolonie Haifa jahrzehntelang die Interessen von vier oder fünf europäischen Ländern und der USA vertreten haben, hat sich nicht allein auf die Kolonie, sondern auch auf die Stadt Haifa fördernd ausgewirkt. Langsam, aber stetig verschob sich der Schwerpunkt des Handels vom alten Zentrum Akko nach Haifa, und als unter Leitung von Ing. Schumacher unsere Handwerker einen eisernen Landungssteg vom Zollgebäude in der Stadt aus ins Meer bauten, ankerten immer mehr Schiffe auf der Reede von Haifa und löschten ihre Ladung hier.

Die Bewohner unserer Kolonie konnte man ihrer Herkunft gemäß in drei Gruppen einteilen. Die zahlenmäßig größte waren die Württemberger Handwerker, Weingärtner und Bauern, dann kamen die Amerikaner und die Russen, alle deutschstämmig. Ihrer Bildung und Sprachkenntnisse gemäß, stellten die beiden letzten Gruppen mit wenigen Ausnahmen die maßgebenden führenden Persönlichkeiten.

Unsere Bauern - die Minderheit – hatten mit der Zeit durch den Personen- und Güterwagenverkehr in der Fuhrhalterei einen lohnenden Neben-, ja Hauptverdienst, erworben. Es war für uns Kinder stets ein besonderes Erlebnis und Schauspiel, wenn im Frühjahr die Reisesaison begann und die großen Reisegesellschaften von Thomas Cook & Son und Stangen & Sohn bzw. »Hapag« mit Luxusdampfern auf der Reede von Haifa Anker warfen und alle Hotels mit Gästen füllten. Von der Kolonie aus, wo die Reisebüros ihren Sitz hatten, erfolgte dann die Reise mit den Kutschen, Landauern und den großen amerikanischen Reisewagen, die neun Personen fassten, ins Landesinnere, nach Nazareth, Tiberias und Nablus (Sichem) und wieder zurück. Unser Nachbar *Friedrich Unger* konnte während der Reisesaison bis zu 30 Personenwagen mit Gespannen stellen.

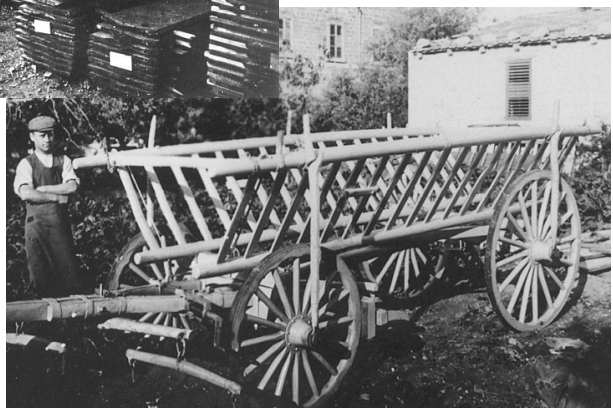
Unseren Weingärtnern, der mittelgroßen Gruppe, war es nach jahrelangen Versuchen gelungen, den Blatt- und Beeren-Krankheiten (Fäulnis) Herr zu werden. Um die Jahrhundertwende waren die Erträge über Erwarten gut. Ende März wurden die entbehrlichen jungen und frischen Traubenblätter in der Frühe abgezupft und auf dem Stadtmarkt um gutes Geld verkauft; die Einheimischen, wie auch wir Deutsche, verwendeten die zarten jungen Blätter ihres Geschmacks wegen mit Vorliebe für ein besonderes Gericht aus gehacktem Fleisch, Reis und Gewürzen, welches in Wurstform in die Blätter gehüllt nach dem Kochen verzehrt wurde.

Einen weiteren Vorteil hatten unsere Weingärtner dadurch, dass die aus Württemberg mitgebrachten Rebsorten, Affenthaler, Muskateller, Silvaner, schwarzer und weißer Riesling, Rot-Elbene auf dem Carmel 14 Tage bis 3 Wochen vor den anderen – französischen und arabischen – Sorten reiften und dadurch die ersten auf dem Markt waren.

Meine und auch meiner Kameraden erste Tagesaufgabe war es, in aller Frühe mit zwei Körben in den Satteltaschen auf dem Esel oder Pferd in den Weinberg zu reiten, um die ersten reifen Trauben für den Hausgebrauch zu holen. Die späten arabischen großbeerigen waren ausgezeichnete Tafeltrauben, jedoch für Wein nicht besonders geeignet. Den besten und hochwertigsten Wein ergaben die deutschen Sorten vom Carmel. Die Weinlese (und damit die Schulvakanz) begann gewöhnlich Mitte Juli und war Mitte August beendet. Sie war für die ganze Kolonie eine festliche Zeit.

Die wichtigsten – zum Teil lohnendsten – Berufe waren diejenigen der verschiedenen Handwerker. Vor unserer Einwanderung war der ganze Personen- und Güterverkehr mit Reit- und Tragtieren bewältigt worden. Die neu gebauten Straßen ermöglichten nun einen besseren, bequemeren und leistungsfähigeren Transport.



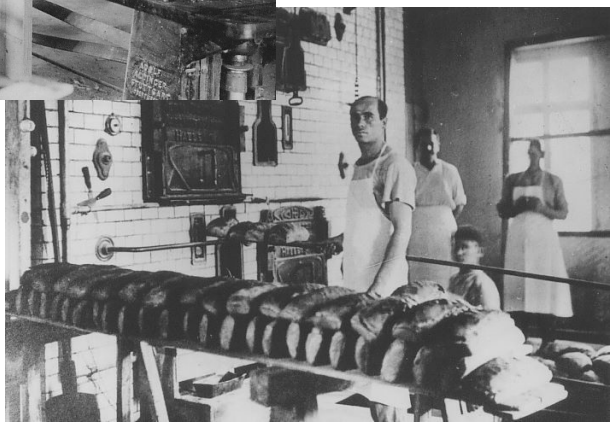


Handwerksbetriebe (1)

Sägewerk und Wagnerei Appinger in Haifa

Die schon genannten Personenwagen wurden für unsere Fuhrhalter und Bauern aus Europa und Amerika eingeführt, die 2- und 4-rädrigen Last- und Güter-





Handwerksbetriebe (2)

Tischlerei Ruff
und
Bäckerei in Haifa

wagen dagegen wurden von unseren Wagenbauern (Stellmachern) und Grobschmieden hergestellt, ebenso das Zug-, Sattel- und Zaumzeug für die Reit-, Trag- und Zugtiere. Unsere Wagner, Schmiede, Geschirr- und Sattlermeister hatten vollauf zu tun, den Anforderungen zu genügen, Letztere besonders auch für die türkischen Offiziere und reichen Araber, die besonderen Wert auf schönes, bequemes Sattel- und Zaumzeug legten, da sie passionierte Reiter waren.

In jedem zivilisierten Entwicklungsland ist die jeweilige Bautätigkeit zugleich der Maßstab, das Kriterium – wenn man so sagen darf – für die herrschende Wirtschaftslage. Dies galt auch für unsere Kolonien. In Haifa war die Gruppe der Handwerker die zahlreichste. 1877 war der Zuzug von Neueinwanderern, und damit die Bautätigkeit, zum Stillstand gekommen; die jüngeren Bauhandwerker waren gezwungen, in Beirut, Jerusalem, Alexandrien und Kairo Arbeit und Brot zu suchen.

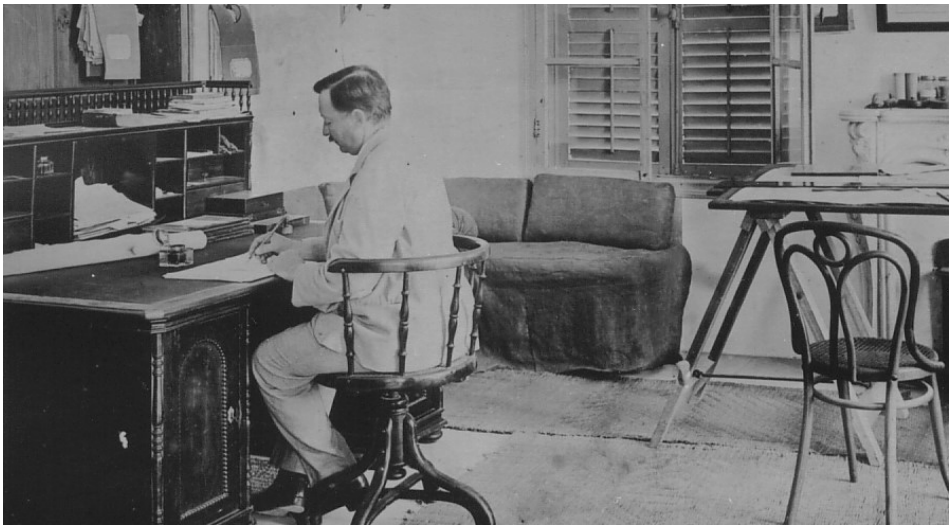
Im Jahr 1882 kam die erste Gruppe jüdischer Einwanderer (15 Männer und eine Frau) aus Russland nach Palästina; ihr folgten weitere, sie gründeten Rishon-le-Zion und Petach-Tiqua als Ackerbaukolonien. Sie nannten sich »Biluim« nach Jes. 2,5 und verfolgten das Ziel der Rückkehr zur Landbestellung und bäuerlichen Lebensweise. Als die jüdischen Kolonisten in finanzielle Schwierigkeiten gerieten, nahm sich der Finanzmann Baron Edmond de Rothschild ihrer tatkräftig an und

ließ großzügig Weinberge anlegen und Kellereien erbauen. Er besichtigte die deutschen Kolonien, erkundigte sich über die Verhältnisse und Arbeitsbedingungen, setzte für jede Siedlung einen Verwalter ein und nahm als Übermittler und Transporteur von Bar-Unterstützungen und Materiallieferungen die Firma unseres Bürgermeisters, A. Dück und Cie., in Anspruch. (Ein anderer Finanzier, Sir Moses Montefiore, englisch-jüdischer Philanthrop, hatte als Erster bei Jerusalem eine jüdische Niederlassung, besonders für Handwerker, gegründet.)

Der Sohn unseres Vorstehers Jakob Schumacher, Gottlieb Schumacher, der in Stuttgart als Bauingenieur studiert hatte und wieder nach Haifa zurückgekehrt war, wurde mit dem Entwurf der Baupläne von Baron de Rothschild beauftragt und auch mit der Bauaufsicht. Da unsere Bauhandwerker die Leistungsfähigsten im Lande waren, fanden sie nun wieder genügend lohnende Beschäftigung.

Nachdem die Bauten im Süden des Landes zur Zufriedenheit des Bauherren beendet waren, wurden von Rothschild in Galiläa die beiden jüdischen Kolonien Zichron-Yaacov (Zamarin) und Rosh-Pinna finanziert. Auch diese wurden unter Aufsicht von Ingenieur G. Schumacher von unseren Haifaner Maurern, Schreinern und Zimmerleuten ausgeführt.

Gottlieb Schumacher, Jugendfreund meines Vaters und gleichen Alters, war, als ich ihn kennen lernte, ein hochgebildeter und doch bescheidener Mensch, der es verstand, mit Menschen jeden Standes und Alters umzugehen. Er hatte in Stuttgart das Gymnasium und die Technische Hochschule absolviert und beherrschte Latein und Griechisch sowie außer der deutschen die französische und englische Sprache, dazu noch in Wort und Schrift die arabische und türkische. Seine Allge-



meinbildung und Sprachkenntnisse ermöglichten ihm den persönlichen Verkehr mit den höchsten Beamten, Wirtschafts- und Gemeinde-Führern. Die meisten Missionsbauten wie auch Regierungsbauten in Nordpalästina wurden von ihm entworfen und während des Baus beaufsichtigt. Von der türkischen Regierung beauftragt, hatte er als Erster Nordsyrien und das Golan-Gebiet vermessen, im Auftrag des Deutschen Palästina-Vereins auch das ganze Ostjordanland südlich des Golan, den Adjlun und das Land Gilead (Moab), und entsprechende Karten davon gezeichnet.

Im Auftrag des Deutschen Palästina-Vereins hatte er die ersten Ausgrabungen am Tell-el-Mutesellim – dem alten Megiddo – geleitet (da er nach seines Vaters Tod das Amt eines amerikanischen Vizekonsuls bekleidete, wurde ihm dieser Auftrag wohl zuteil). Ich erinnere mich gut, wie er im Hof seines Hauses einen Opferaltar, der in Scherben bei den Grabarbeiten im Tell gefunden worden war, wieder zusammenbaute. Um den Altar standen eine Anzahl mit Sand und Erde gefüllte Krüge mit Kinderskeletten (Erstgeburts-Opfer für die phönizische Fruchtbarkeitsgöttin Astarte). Ein Siegelring des israelitischen Königs Jerobeam II. (802-747 v.Chr.) wurde bei dem Altar gefunden. Für das Orientalische (Kaiser-Friedrich-) Museum hat G. Schumacher verschiedene Bodenmosaiken sowie die Fassade des arabischen Wüstenschlosses M'Shatte ausgegraben bzw. als Geschenk des Sultans an Kaiser Wilhelm II. beschafft.

Unterstützt wurde er bei seinen Expeditionen von seinen Jugendfreunden: meinem Vater *Gottlieb Wilhelm Ruff*, *Johannes Bez*, *Fritz Beilharz* u.a. In deutschen und englischen archäologischen Zeitschriften kam er zu Wort. Mit dem englischen Archäologen Sir E. Petri und Kitchener (später Lord Kitchener) war er befreundet. Kitchener hatte im Hof der Schumachers eine Sonnenuhr für die Zeitbestimmung aufgestellt.

Dank der Tätigkeit und des Einflusses von G. Schumacher fanden die Bauhandwerker unserer Kolonie sowie die Fuhrwerksbesitzer Jahre hindurch Arbeit und Brot. Für seine archäologischen und wissenschaftlichen Arbeiten wurde ihm der Doktor h.c., für seine Bauarbeiten der Titel »Königlich-Württembergischer Baurat« verliehen. (100 Jahre danach wurde ihm noch eine späte Ehrung zuteil, indem der israelische Historiker Professor Dr. Alex Carmel 1987 seine Forschungsstätte auf dem Carmel-Berg »Gottlieb-Schumacher-Institut zur Erforschung des christlichen Beitrags zum Wiederaufbau Palästinas im 19. Jahrhundert« nannte. *Die Red.*)

Für uns Schüler waren die Vorbereitungen für eine Expedition Dr. Schumachers ein besonderes Ereignis. Es fand fast jedes Jahr eine statt. Das Schumacher'sche Wohnhaus mit Hof lag dem Gemeindehaus und der Schule gegenüber. Das Aufschlagen zweier oder dreier (türkischer) Rundzelte zeigte den Beginn der Vorbereitungen an. Es war da allerlei Notwendiges für die Lasten der Tragtiere zu rich-

ten und zu verpacken. Entsprechend der Aufgaben gehörten dazu 3 bis 5 Kolonisten, ein arabischer Koch, ein arabischer Hilfsarbeiter, Schumachers ständiger arabischer Diener bzw. Reisebegleiter (Beduine) und ein Regierungs-Feldgendarm sowie die Besitzer der Tragtiere (Maulesel). Johannes Bez, der wie Schumacher arabisch und türkisch sprach (und auch die Dialekte der Beduinen), war Schumachers ständiger Mitarbeiter.

War alles vorbereitet und der Geleitbrief des Wali von Damaskus eingetroffen, der allen Dorfältesten und Scheichs des zu erforschenden Gebietes befahl, Schumacher Effendi oder Bey in jeder Weise behilflich zu sein, begann die Abreise in aller Frühe – zunächst mit den Lasttieren und ihren Treibern sowie dem Koch - unter dem Schutz und der Bewachung des Regierungschayals und Schumachers Leibwächter mit der Anweisung, bei einem bestimmten Ort zu rasten und die Zelte aufzuschlagen. Einige Stunden später folgten dann unsere Leute, alle, mit Ausnahme Schumachers, bewaffnet. Da unsere beiden Lehrer diesem Aufbruch beiwohnten, durften auch wir Schüler zuschauen, denn es war ein besonderes Ereignis. Gottlieb Schumacher war bald mit den meisten höheren türkischen Beamten, wie auch mit den arabischen Scheichs, in Syrien bekannt und befreundet, was ihm zustatten kam, als er im Ersten Weltkrieg die Wasserversorgung der türkischen Armee im Hedjas und Sinai sicherzustellen hatte.

Ein Ereignis, das alle deutschen Kolonien in besondere Betriebsamkeit und Aufregung versetzte, war die auf das Jahr 1898 festgelegte Palästina-Reise des deutschen Kaiserpaares. Die Landung sollte in Haifa stattfinden, hier war ein Landungssteg vorhanden. Aber die Umgebung des Stegs war ungünstig und eine Fahrt durch die Stadt der Sicherheit wegen unmöglich. Als einzige Möglichkeit bot sich deshalb für ein An-Land-Gehen die deutsche Kolonie an.

Als Fortsetzung der Hauptstraße (Carmelstraße), die vom Fuße des Carmels bis ans Meer ging, hatten unsere Großväter schon 1871 einen Damm etwa 30 Meter ins Meer hinaus gebaut. Am Ende desselben war ein Eisengerüst in den Meeresboden eingerammt, auf dem im Frühjahr ein aus Brettern gemachtes, mit Palmblätter-Matten abgedecktes Badehaus aufgestellt wurde, das nur von uns Kolonisten benützt werden durfte. Die Badezeiten waren festgelegt: morgens und abends zu festgelegten Stunden Männer und Knaben, vor- und nachmittags Frauen und Mädchen. Von den zwei Räumen diente ein Raum den Erwachsenen und ein Raum der Jugend. Für die Sauberkeit war die ältere Schuljugend verantwortlich. Im Herbst wurde das Badehaus wieder abgebaut; der primitive Damm musste nach jedem Winter repariert werden. Es war klar, dass ein soliderer Steg für den hohen Besuch gebaut werden musste.

1897 kamen aus Konstantinopel zwei höhere Beamten, ein deutscher Ingenieur und ein türkischer Offizier, die die Landungsmöglichkeit wie auch die Sicher-

heit der hohen Herrschaften untersuchen sollten. Sie fanden unseren Landeplatz und –damm in jeder Hinsicht für die beste Lösung. *Dr. Ing. G. Schumacher* erhielt von ihnen den Auftrag, den Plan eines festeren Landungsdammes zu entwerfen, der dann vom Sultan in Konstantinopel genehmigt wurde. Im Frühjahr 1898 wurde mit dem Bau begonnen. Unsere Steinbrecher und Maurer, Zimmerleute, Schmiede und Fuhrleute hatten lohnende Arbeit gefunden. Für uns Schuljungen war das Unternehmen ein besonderes Vergnügen. Der Wellenschlag der Winterstürme zeigte, was dem fertigen Damm noch fehlte: eine Panzerung der Nord- und Westseite durch große Felsblöcke. Der Damm wurde eine Zierde unserer Kolonie. Beim Bau des Hafens 1935 wurde das Schmuck- und Erinnerungsstück der Kolonie leider im Sand begraben.

Die Kosten des Landungsstegs – wir nannten ihn den »Kaiserdamm« – soll der Sultan getragen haben. Aber auch die Kolonie ließ sich manches kosten. Längs der Carmelstraße wurden rechts und links Fahnenstangen befestigt, an denen die Flaggen aller deutschen Bundesstaaten wehten. Alle Wohngebäude waren mit den deutschen, württembergischen und türkischen Farben beflaggt.

Schon Mitte September 1898 war von Konstantinopel ein Garde-Kavallerie-Regiment nach Haifa gekommen. Es lagerte in Zelten in der Ebene westlich der Kolonie. Die Offiziere hatten im Hotel Krafft Quartier genommen. Jeden Abend spielte die Musikkapelle des Regiments auf dem freien Platz vor dem Hotel zur Unterhaltung der Offiziere wie der Zuschauer.

Am 2. Oktober wurde die Einfahrt der Schiffe in die Bucht von Haifa erwartet. Wir fünf Jungen – 3 Ruffs und 2 Bitzers – saßen auf dem Dach unserer Tischlerwerkstatt mit freiem Blick über die ganze Bucht. Ein leichter, heißer Sirokko wehte, das Meer war spiegelglatt, als sie angefahren kamen: drei weiße Schwäne, voran die »Hohenzollern«, etwas zurück rechts und links zwei kleine Kreuzer »Herta« und »Loreley«, alle drei über die Toppen geflaggt. »Hella«, die zuerst noch die Post in Port Said abholte, kam erst am nächsten Tag.



Kaum hatten die Schiffe Anker geworfen, als von der Stadtmole aus der Gesandte des Sultans, der Wali von Damaskus, und andere in Ruderbooten hinausfuhren, um den Majestäten ihre Reverenz zu erweisen. Ihnen folgten die Konsuln der europäischen Mächte. Mit Geschützsalven wurden die Besucher empfangen.

Im Verlauf des nächsten Vormittags gingen die Herrschaften mit ihrem Gefolge an Land und wurden im Garten des deutschen *Vizekonsuls Friedrich Keller* von den Vertretern unserer bürgerlichen sowie der beiden religiösen Gemeinden empfangen. Wir Schüler hatten beiderseits der Allee, die in den Garten führte, Aufstellung genommen – hinter einem Busch an der hohen Gartenmauer bemerkte ich meinen Vater, der mit unseres Lehrers großem Foto-Apparat die Aufgabe hatte,



die Herrschaften und deren Empfang zu fotografieren. Die vorhandenen Bilder stammen zum Teil von ihm. Nach dem Empfang besuchten die Herrschaften das Hospiz der Borromäerinnen und die deutsche evangelische Kirche. Dann fuhren sie auf den Carmel und bewunderten die sagenumwobene Landschaft Galiläas.

Am Morgen des nächsten Tages begann für sie die Reise nach Süden. Von Berlin war eine Kutsche und eine Anzahl Pferde aus dem Kaiserlichen Marstall für das Kaiserpaar gekommen, doch es stellte sich heraus, dass die Tiere dem heißen Klima nicht gewachsen waren. Deshalb wurde dem schwäbischen Kolonisten *Georg Sus* die hohe Ehre zuteil, mit seinen Pferden das kaiserliche Ehepaar in der »Kaiserkutsche«, wie sie später genannt wurde, durchs Land zu fahren. Nebenbei gesagt, kannte sich Sus auch in den Gegenden und Örtlichkeiten, durch die die Reise ging, besser aus als der vorgesehene deutsche Leibkutscher. Ob G. Sus einen Orden bekam? Sehr wahrscheinlich; seine beiden Söhne haben später in Berlin beim Leib-Garde-Kavallerie-Regiment »Garde du Corps« gedient.

Im Herbst des Jahres 1902 (ich war damals 12 Jahre alt) arbeiteten unsere deutschen Bauhandwerker, Maurer und Zimmerleute (Schreiner) am Bau eines

Missionshospitals in Tiberias, als wieder einmal in dieser Stadt die Cholera ausbrach. Herr *Georg Ehmann*, Maurermeister, erkrankte und starb an der Seuche. Die anderen Handwerker mit ihren Gesellen kehrten schleunigst nach Haifa zurück, doch wurde ihnen die Einkehr in die Stadt verwehrt – sie mussten in Quarantäne. Im Osten außerhalb der Stadt am Fuße des Carmels standen eine Anzahl Zelte, bewacht vom Militär, hier kamen sie unter.

Da die Internierten – darunter mein Vater mit zwei deutschen und drei arabischen Gesellen sowie die Maurer – von den Angehörigen verpflegt werden mussten, fiel mir die Aufgabe zu, jeden Abend die Verpflegung ins Lager zu bringen. Es handelte sich um 10 oder 12 Personen. Gegen Abend wurde die Verpflegung von den Angehörigen zu uns gebracht, wo ich sie auf unseren zweirädrigen Eselskarren lud und in etwa einstündiger Fahrt durch die Stadt zum Lager brachte, sie dort gesondert mit Namen versehen am Weg aufstellte und etwa 50 Schritte weiter fuhr. Nun kamen die Empfänger, brachten ihre leeren Körbe und Büchsen usw. und nahmen die Verpflegung in Empfang und gingen dann zurück. Eine Unterhaltung war nur aus dieser Entfernung möglich. Mit den leeren Behältern fuhr ich zurück. Zuhause warteten schon die Angehörigen auf Nachricht über das Befinden der Internierten.

Die Fahrt durch die alte Stadt war schon ein kleines Kunststück, sie ging durch den engen westlichen Markt, über den Moschee- und Marktplatz, am Serail und Gefängnis vorbei, durch den östlichen Marktteil und das östliche Stadttor ins Freie und eine halbe Stunde weiter nach Osten. Nur mit dauerndem Rufen »Oah, dachrack!« kam man ohne schweren Anstoß und Schwierigkeit durch den Markt; oft musste man warten, bis der eine oder andere Verkäufer seine Kistchen und Waren weggeräumt hatte, ehe man weiterkam; aber man lernte dabei, sich auch in schwierigen Situationen zurechtzufinden.

Ein anderes Ereignis sei noch erwähnt. Als einige unserer Fuhrleute im Winter 18... Baumaterial nach Tiberias gebracht hatten – es war Regenzeit -, hatte das Hochwasser des Kison die Holzbrücke weggeschwemmt. Sie suchten eine Furt und setzten über. Der junge *Gotthilf Schmelzle* jedoch kam mit seinen Pferden und Wagen in eine Untiefe. Wagen und Pferde nahm die Flut ins Meer; Schmelzle konnte sich retten, war aber, als er nach zwei Stunden nach Hause kam, so erkältet, dass er an Lungenentzündung starb.

Als sich etwa zehn Jahre später Anfang April die erste große Touristengruppe anmeldete, wurde die Kisonbrücke erneut weggeschwemmt wie auch die Straße unfahrbar gemacht. Es war nur noch eine Woche Zeit für eine Reparatur. Von der Behörde war keine Hilfe zu erwarten. Da setzten sich alle, Bauern und Handwerker, für die Schadensbehebung ein, und innerhalb einer Woche waren Brücke und Straße wieder befahrbar, und die Touristen konnten ihre Reise fortsetzen.

Um die Jahrhundertwende war mit wenigen Ausnahmen die erste Generation abgetreten, und jüngere Kräfte traten an ihre Stelle. Wohl wurde noch an altem Brauch festgehalten, aber es kam Neueres, Freieres mehr und mehr zur Geltung. An Folgendem möchte ich dies illustrieren.

Es war in unserer, wie wohl in allen anderen Familien Sitte, in der Frühe den Tageslauf mit Gebet und Verlesen des für den Tag bestimmten Losungstextes zu beginnen. Dies galt ebenfalls für die Mittagsmahlzeit, hier wurde an Stelle der Losung ein Lied aus dem Gesangbuch vorgelesen, und zwar reihum durch die Kinder. Später, als wir älter waren, mussten wir auch den Losungstext lesen; es war – nebenbei gesagt – eine gute Übung. Zu jeder Mahlzeit wurde gebetet. Abends nach dem Essen wurde stets ein längeres Kapitel aus den alten (pietistischen) Schriften Hillers, Hahns, Heinrich Jung-Stillings u.a. vorgelesen.

Das war der Brauch, den Großvater eingeführt hatte. Nach meiner Mutter Tod 1899 zog mein Großvater Wilhelm Gohl 1901 zu seinem Sohn nach Jerusalem. Mein Vater, der ein guter Vorleser war, hatte auch schon zu Großvaters Zeiten vorgelesen, nun aber traten die alten pietistischen Prediger in den Hintergrund, auch die Bibel wurde mit anderen Augen angesehen. Die Bibelforschungen deutscher Theologen (Harnack u.a.), Schriften und Predigten Friedrich Naumanns, die »Grünen Blätter« und Vorträge eines Johannes Müller auf der Mainau und Elmau, Hiltys Reden und manch andere traten an die Stelle der alten Schriften.

Von unseren Vätern der zweiten Generation erlaube ich mir nicht zu sagen, dass ein religiöser Rückschritt, eine Verflachung, ja eine Abkehr von der Idee der Tempelgesellschaft eingetreten war. Wie oft habe ich während der Arbeit an der Hobelbank den Unterhaltungen meines Vaters mit den Nachbarn Bitzer, Struve und Unger wie auch mit dem alten Minzenmay über dessen stets scharfe Kritik zugehört. Da war keine Interesselosigkeit an religiösen Fragen zu bemerken.



Was die dritte (meine) Generation anbelangt, so konnte man vielleicht sagen, dass das Religiöse durch das Wirtschaftliche und das Nationale in den Hintergrund gedrängt worden war. Wie schon bemerkt, fing in unserer, der dritten Generation, in unserer Jugendzeit in Palästina das Maschinenzeitalter an, mit Explosionsmotor und Kraftwagen. Dazu kam die Einwanderung von Zionisten, die ein ganz anderer Schlag Juden waren als diejenigen, die wir bisher erlebt hatten. Sie brachten Arbeit und Geld ins Land. Wie schon früher, so auch bei diesen neuen Siedlungen, bedurften sie unserer Kenntnisse und Arbeitskraft. Wir, ob Handwerker oder Bauern, haben diesen Aufschwung im Lande, veranlasst durch den Zionismus, mit Freuden und Anerkennung begrüßt und unterstützt. Daher stand bei uns das Diesseitige, die Arbeit, im Vordergrund unseres Denkens und Handelns.

Professor Eduard Spranger (Religionsphilosoph) vermerkt in einer seiner Schriften, dass auch der »Drang zur Arbeit« (die Arbeitslust oder –wut) eine Art Gottesdienst, das heißt religiös, sei und nicht der schlechteste.

Es gilt auch für unsere Generation das Bibelwort: »An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen«.



Bildnachweis:
Familienbesitz Ruff und Archive der TSA Melbourne und TGD Stuttgart

Verantwortlich für diese Beilage der »Warte des Tempels«:
Peter Lange, im Auftrag des Ältestenkreises der Tempelgesellschaft in Deutschland
Felix-Dahn-Str. 39, 70597 Stuttgart, Fon: 0711-762672, Fax: 0711-7655619
Internet: www.tempelgesellschaft.de; E-Mail: info@tempelgesellschaft.de

Bisher erschienene Sonderbeilagen der »Warte des Tempels«:

1/1995 *Peter Lange*
Von Korntal nach Jerusalem – Christoph Hoffmanns Suche nach der neuen Konfession

2/1995 *Brigitte Hoffmann*
Unsere Verantwortung in der Welt – Gedanken über die Haltung der Tempelgesellschaft zum Nationalsozialismus

3/1996 *Fritz Maass*
Die stärkste Bewegung der Menschheitsgeschichte
Der Gottesglaube der Bibel

4/1996 *Paul Sauer*
Vom Land um den Asperg nach Palästina und Australien
Die Geschichte der württembergischen Templer

5/1997 *Hans-Hinrich Jenssen*
Die Predigt des Wassers

6/1998 *Brigitte Kneher*
Heil dir im Siegerkranz
Die denkwürdige Begegnung der Templer mit Kaiser Wilhelm II. 1898

7/1999 *Karin Klingbeil*
Tiefgreifend und unerwartet
Eindrücke und Erlebnisse von Teilnehmern einer Gruppenreise

8/2000 *Horst Gerlach*
Auswanderung der Mennoniten und ihre Ansiedlung in Russland

9/2003 *Peter Lange*
Warum musste es ausgerechnet Jerusalem sein?
Christoph Hoffmanns Jerusalemglaube

10/2003 *Ruth Kark und Naftali Thalmann*
Die »Hebung des Orients« – Der Beitrag der Templer zur Landesentwicklung Palästinas in den 80 Jahren ihrer Siedlungstätigkeit

11/2004 *Jakob Eisler*
Die Erkundungsreise der Templer nach Palästina 1858

12/2005 *Richard Otto Eppinger*
Die Zypern-Gruppe – Tagebuch-Notizen vom Ende des Siedlungswerks

13/2006 *Klaus Peter Hoffmann*
In Gedanken am Südstrand
Erinnerungen eines Palästina-Templers an ein Kindheits-Paradies

14/2008 *Peter Lange*
Die deutschen Handwerker von Jerusalem
Vom Entstehen einer Tempelgemeinde aus Privatinitiativen

15/2009 *Brigitte Hoffmann/Wolfgang Blaich*
Der Tempelritterorden – Aufstieg und Fall

16/2009 *Peter Lange*
»Geboren, Führer zu sein« – Zum Gedenken an Christian Rohrer